



Moderne Nomaden

Wer in der Wissenschafts-Community Erfolg haben will, darf sein Herz nicht an Orte hängen. Nomadengleich müssen Wissenschaftler weiterziehen, wenn Arbeitsvertrag und Karriereaussichten es gebieten – von Hochschule zu Hochschule, von Land zu Land. Im Jahr 2000 war der Anteil der Promovierten unter den Deutschen, die ihren Wohnsitz in Deutschland auflösten und ihre Zelte im Ausland aufschlugen, zehnmal höher als der an der deutschen Gesamtbevölkerung. Mobilität erweitert zwar den Horizont, aber auch Global Player sind nicht vor Heimweh gefeit. Und müssen den Begriff 'Heimat' für sich neu definieren.



Foto: Karsten Schöne



„These boots are made for walking ...“ – Als Mitglied der Wissenschafts-Community muss man sich alle paar Jahre wieder auf den Weg machen.

Wanderer zwischen den Welten

Nomadengleich rund um den Globus: Wer, wie der junge Marketingprofessor Markus Giesler, beruflichen Erfolg haben will, muss von Land zu Land ziehen. Das kann reizvoll sein. Doch manchmal läuft nicht alles nach Plan, die Seele leidet, und der Entwurzelte erlebt schwarze Stunden der Einsamkeit.

von Carola Kleinschmidt

Dr. Markus Giesler kennt sie alle. Die Skyline von New York in der Morgensonne. Die dramatische Landung zwischen den Wolkenkratzern in Hongkong-City. Den traumhaften Blick über die Schären beim Anflug auf Stockholm. Seine Wohnung hat er derzeit in Toronto. Als Heimat bezeichnet er Iserlohn. Als sein Zuhause seine Arbeit.

Der 29-jährige Marketingprofessor Markus Giesler ist einer von den Menschen, die man als Job-Nomaden bezeichnet. Sie arbeiten heute hier und morgen dort. Schlafen selten länger als zehn Tage im eigenen Bett, weil ein Termin am anderen Ende der Welt den nächsten jagt. Und alle paar Jahre

packen sie ihre wenigen Kisten und ziehen in ein anderes Land – dem nächsten interessanten Job hinterher.

Ein globaler Überflieger

In Zukunft werden es immer mehr Menschen sein, die, getrieben von der Globalisierung, solch ein mobiles Leben führen. Wissenschaftler wie Markus Giesler sind die Pioniere dieser Entwicklung, denn für sie ist es bereits völlig normal, im Ausland zu arbeiten. Im Jahr 2000 war der Anteil der Promovierten unter den Deutschen, die ihren Wohnsitz in Deutschland auflösten und ihre Zelte im Ausland aufschlugen, zehnmal höher als der an der deutschen Gesamtbe-

völkerung, zeigt der Mikrozensus. Bleibt die Frage, wie es sich anfühlt, Pionier zu sein, wie man mit seinem spannenden, aber wurzellosen Dasein zurechtkommt. Markus Giesler jedenfalls mag sein globales Leben. Direkt nach seinem Wirtschafts-Studium an der Privaten Universität Witten-Herdecke arbeitete er bereits an renommierten Instituten in Chicago, Paris, Stockholm. 2004 wurde er als Assistant Professor of Marketing an die York University's Schulich School of Business im kanadischen Toronto berufen und damit zum jüngsten Marketingprofessor Nordamerikas.

Seine Forscherleidenschaft gilt dem Menschen in der modernen, globalen und

kann und forschen kann, da bin ich zu Hause“, sagt Giesler.

Seine Arbeit zog ihn nach Chicago, nach Paris, Stockholm und jetzt eben nach Toronto. Und wegen seiner Arbeit hat er sich eigentlich in all diesen Städten wohl gefühlt. Außerdem ist er ein Mensch, der leicht auf andere zugeht, schnell Kontakte knüpft – und bestimmt auch Interesse weckt, einfach weil er so jung und schon so erfolgreich ist.

Unvermeidlicher Kulturschock

Ein riesiger Vorteil im globalen Zirkus. Denn viele Menschen, die im Ausland arbeiten, scheitern am Kulturschock. „Selbst erfahrene Führungskräfte haben ihre Schwierigkeiten mit einer Auslandsentsendung“, weiß Bernd K. Zeuschel, Geschäftsführer des Global Competence Forums, das Seminare anbietet für Arbeitnehmer, die eine Zeit lang im Ausland arbeiten werden. „Der Verlust des bekannten Rahmens kann selbst auf internationalem Parkett versierte Manager verunsichern. Denn wenn die erste Faszination abgeklungen ist, folgt fast unvermeidlich der Kulturschock.“

Dieser Schock bleibt kaum einem erspart. Giesler erlebte es in Stockholm, als ihm klar wurde, dass die Skandinavier einfach unnahbar sind und man als ausländischer Forscher eigentlich keinen Kontakt zu Einheimischen bekommt. Er erlebte es in Chicago, als er merkte, dass das aggressive soziale Klima in den Vereinigten Staaten ihm zu schaffen machte.

Toronto machte ihm dagegen das Ankommen leichter. „In Kanada sehen die Menschen vieles sehr entspannt“, erzählt Giesler. Er mag es, dass Aufgaben an der Universität nicht nach undurchsichtigen Hierarchien, sondern nach offensichtlichen Interessen und Fähigkeiten aufgeteilt werden. Ihm gefällt, wie unkompliziert die Kanadier Karriere und Kinder verbinden, dass die Putzfrau genauso freundlich behandelt wird wie der Professor und dass die Menschen so offen sind.

Kanada begreift sich als Einwandererland. Er hat einen unbefristeten Vertrag, sein Lehrstuhl hat Geld und er eine eigene Sekretärin. Und: Seine Freundin, die in der Wirtschaft arbeitet, fand ebenfalls einen Job in Toronto. Trotzdem fühlt sich Giesler nicht als Kanadier: „Ich stehe zwischen den Welten.“ Seine wichtigsten Bezugspunkte sind seine Arbeit, seine Partnerin und seine Heimat Deutschland. Dieses Gefühl ist typisch für Menschen, die wegen des Jobs

an einen anderen Ort gehen. Thorsten Eger, Soziologe und Politologe an der Universität Frankfurt, untersuchte dieses Phänomen bei Menschen, die aus beruflichen Gründen nach Frankfurt am Main gekommen waren. Dabei stellte er fest, dass die Job-Migranten nur sehr selten Ortsverbundenheit entwickelten. „An die Stelle von lokalen Bezügen tritt bei ihnen die Hinwendung zur Partnerin oder ein erlebnisorientierter Lebensstil, der auf Durchreise ausgelegt ist“, fand Eger heraus.

Normalerweise fühlt sich Markus Giesler deshalb mit seinem globalen Lebensstil sehr wohl. Nur manchmal, wenn er mal wieder über den Wolken den Atlantik überquert, um von Toronto nach Deutschland oder sonst wo hinzufliegen, kommt er ins Grübeln. „Die viele Fliegerei, das geht an die Nerven.“ Denn 30 bis 40 Reisen pro Jahr, das bedeutet über 100 Tage unterwegs zu sein. „Und es wird jährlich mehr“, seufzt Giesler.

Da verwischt mit der Zeit die Grenze: Wo fühlt man sich eigentlich zu Hause und tankt Kraft? In Toronto? In Deutschland? In sich selbst? Und es bleibt auch nicht viel Zeit für andere Interessen und für Freunde. Und schon gar nicht für eine Familie. „In gewisser Weise erlebe ich gerade auch eine Identitätskrise“, bemerkt Giesler. Deutschland rückt als Bezugsort immer weiter weg. Aber ob Toronto auf Dauer das neue Zuhause wird, ist auch nicht klar.

Der Preis der Globalisierung

Die Unsicherheiten, die Markus Giesler erlebt, sind typisch für eine ganze Generation junger Menschen, wie der Bielefelder Soziologe, Prof. Dr. Hans-Peter Blossfeld, im Rahmen des 'Globalife-Projektes' feststellte, in dem er unter anderem die berufliche Etablierung und die Familiengründung junger Erwachsener in 14 Ländern untersuchte. Die Arbeitswelt ist unsicher geworden, Lebensläufe nicht mehr planbar. Der Effekt ist überall der gleiche: Die berufliche Laufbahn tritt in den Vordergrund und die persönlichen Interessen treten in den Hintergrund. „Langfristig bindende Festlegungen, wie etwa die Planung der eigenen Bildungs- und Erwerbslaufbahn, aber auch familiäre Entscheidungen, wie das Eingehen einer Ehe oder die Geburt von Kindern, werden zunächst vermieden oder für einen möglichst langen Zeitraum aufgeschoben“, beobachtete Blossfeld.

Bis dahin bleibt eben die Forschung der wichtigste Fixpunkt in Markus Gieslers Leben. „Eigentlich arbeite ich immer“, sagt der junge Wissenschaftler. „Es ist einfach meine Leidenschaft.“ Wenn er seine Freunde in al-

hochtechnisierten Welt. Sein Forschungsgebiet ist das Spannungsfeld zwischen Konsum, Kultur und Technologie. Sein Spezialgebiet: die Entertainmentbranche. Giesler sieht sich selbst als modernen Anthropologen. In der Fachwelt gilt er als „akademischer Jungstar“, wie das 'Handelsblatt' schrieb. Sein Fachgebiet ist so jung wie er selbst: Giesler untersucht die Bedeutung von iPods für die Identität ihrer Nutzer und beschäftigt sich mit Musikaustausch im Internet. Sein Thema derzeit: das 'Marketplace-Drama'. Der Begriff umschreibt, wie Musik-Konzerne und Musik-Konsumenten ihre jeweilige Position dramatisieren, wenn es um die Frage geht, ob Musikklau im Internet nun erlaubt sein sollte oder nicht.

Auch heute hat bei weitem nicht jedes Land Fakultäten, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Giesler zieht deshalb immer den interessantesten Instituten hinterher. Seine Forschung ist sozusagen der rote Faden seines Lebens, der ihn über den Globus zieht. „Wo ich über meine Arbeit sprechen

„An Stelle von lokalen Bezügen tritt bei ihnen eine Hinwendung zu einem erlebnisorientierten Lebensstil.“

Foto: Karsten Schöne

Tipps für Nomaden

Viele Wissenschaftler im Ausland haben mit Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen. Das Global Competence Forum (www.gcforum.de) in Tübingen rät: Kalkulieren Sie Belastungsfaktoren ein!

■ **Soziale Faktoren** können sehr auf die Stimmung drücken. Etwa wenn der Lebenspartner in der neuen Heimat keinen Job findet, seinerseits einen Karriereknick befürchtet und dauerfrustriert ist. Auch die seelische Belastung durch eine Fernbeziehung über große Distanz wird oft unterschätzt. Allein Stehende wiederum verzweifeln zuweilen, weil ihr Wunsch nach sozialen Kontakten von den Einwohnern des neuen Heimatlandes nicht in gleichem Maße erwidert wird.

■ **Jobfaktoren:** Andere Länder, andere Umgangsformen mit Kollegen und Vorgesetzten. Oft gibt es im jeweiligen Land bestimmte Codes hinsichtlich Lob, Kritik und Eigenverantwortlichkeit im Joballtag, an denen man sich orientieren sollte. So vermeidet man unangenehme Konfrontationen und Frust gleich zu Beginn.

■ **Interkulturelle Vorbereitungskurse**, wie sie das Global Competence Forum und zahlreiche andere Weiterbildungseinrichtungen anbieten, sind ein gutes Training. Dazu gehören neben einer Einführung in die US-amerikanische oder asiatische Kultur auch praktische Tipps für Umzug und Wohnungssuche.

■ **Genaue Zahlen über Job-Nomaden in der Wissenschaft gibt es nicht.** Folgende Institutionen haben das Phänomen jedoch untersucht: Das Institut für Bevölkerungswissenschaft: www.migrationinformation.org; die Deutsche Forschungsgemeinschaft: www.dfg.de/dfg_im_profil/zahlen_und_fakten/statistisches-berichtswesen/stip2004/index.html.

ler Welt besuchen möchte, verbindet er das mit wissenschaftlichen Meetings. Manche Bekannten nerve das auch, weiß Giesler. Aber viele seiner Freunde seien ebenfalls Forscher. „Man ist in Leidenschaft verbunden. Und auch im Leid der Forschung.“ Ein Leben für die Wissenschaft.

Krise bei der Jobsuche

Kein Wunder, dass er als seine schlimmste Krise die Zeit bezeichnet, als er auf Jobsuche war. Als er sich 2003, nach seiner Zeit an der Stockholm University School of Business, auf die Suche nach einem neuen Institut und Forschungsauftrag machte. Sechs Monate lang jettete er rund um die Welt, um sich in verschiedenen Instituten vorzustellen. Der globale Bewerbungsmarathon sei in seinem Fach so üblich, erläutert Giesler. Doch die monatelange Unsicherheit und Unstetigkeit fraß an seinen eigentlich guten Nerven. „Das war eine traumatische Erfahrung“, erzählt der junge Forscher.

Ständig stand ihm die Frage im Kopf: Wo werde ich landen? Wird meine Beziehung diesen Stress überstehen?

Was ist, wenn wir eine Weile als Fernbeziehung leben müssen? Wie weit werde ich von meiner Mutter entfernt leben? In der Krise beschloss Markus Giesler, dass er, wenn er einen Job finden sollte, der gut zu ihm passt, Geld an sinnvolle Projekte spenden wolle. Als er dann glücklich in Toronto landete, setzte er sein Vorhaben in die Tat um: „Seitdem nehme ich keine Honorare für meine Vorträge, sondern bitte die Veranstalter, an ein Schulprojekt in Nepal zu spenden.“

In einem Leben, in dem lokale Anbindungen schwierig sind, verbindet Giesler sich mit der Welt. Auf diese Weise und weil er sich für alles Neue interessiert, wird ihm der Globus zur unerschöpflichen Inspiration. „Ich lerne permanent – das ist das Gute an der Globalisierung“, freut sich der Wissenschaftler. Und damit meint er bei weitem nicht nur fachliches Lernen.

Er hat Freunde und Bekannte in allen Erdteilen. Er arbeitet mit Kollegen aus Ghana, USA, Kanada und Frankreich in einem Institut zusammen. Er lernt die Welt mit anderen Augen zu sehen. Beispielsweise, weil seine chinesischen Studierenden bei Marketingfragestellungen immer die Gefahr des Gesichtsverlustes mit bedenken. Ein Faktor, der in der westlichen Welt gar keine Rolle spielt, aber in asiatischen Ländern eine Marketingkampagne zerstören kann. In Amerika lernte er, wie beflügelnd

es für einen Studierenden ist, wenn Professoren immer erreichbar sind und ein echtes Interesse am Nachwuchs haben. Jetzt, wo er selbst Professor ist, nimmt er seine Lehrrolle genauso ernst. Und er hat seinen Blick auf Deutschland verändert: Deutschland sei kein Staat in der Krise, sondern ein Staat im Aufbruch, meint Giesler. Das sehen die internationalen Medien so. Und Giesler hat sich diese Sichtweise angeeignet.

Zu seinen deutschen Freunden hält er Kontakt, auch wenn das nicht ganz einfach ist. „Man muss sich um die Freundschaften kümmern. Wenn man so wie ich nicht immer da sein kann, muss man zumindest innerlich Anteil nehmen“, sagt Giesler. Er schreibt jede Woche Dutzende von E-Mails, denkt an Geburtstage, verschickt Fotos von sich und seiner Welt.

Und wenn ihn doch mal das Heimweh quält, dann klickt er auf seinem Computer-Bildschirm kleine Filmfenster an. Dann springt die direkte Übertragung zu Webcams in Iserlohn, nach Bayern und zum Bundestag in Berlin auf. „Ich weiß immer, wie das

Wetter in Deutschland ist“, sagt Giesler, „das ist zwar albern, aber schön.“ Wenn ihn und seine Freundin trotz-

dem das Heimweh überkommt, dann gehen sie in den deutschen Supermarkt in Toronto und kaufen Schwarzwälder Schinken. Oder sie gehen in ein deutsches Restaurant.

Wurstbrote zur Tagesschau

Was wie ein romantisches Festhalten an der alten Heimat aussieht, ist letztlich jedoch auch ein weiterer Schritt auf Toronto zu, wie der Philosoph Dr. Wilhelm Schmid weiß: „Das Leben kann sich einrichten, wenn Gewohnheiten die Fremdheit durchbrechen und für Vertrautheit sorgen.“ Und so eine lebendige Gewohnheit kann eben auch der Gang zum deutschen Supermarkt sein, das Wurstbrot-Essen bei der kanadischen Tagesschau oder der morgendliche Blick auf das Wetter in Deutschland.

Trotzdem würde Giesler gerne wieder in Deutschland leben. Sehr wahrscheinlich ist das allerdings nicht. „In Deutschland würde ich auf meinem Forschungsgebiet einfach keine Stelle finden. Das ist schade, auch wenn ich sehr gerne in Kanada bin“, sagt er. Und fügt hinzu: „Man kann sagen, ich bin fast dazu verdammt, in Nordamerika zu bleiben.“ Manche Grenzen sind für globale Nomaden eben doch unüberwindlich. ■

„Ich weiß immer, wie das Wetter in Deutschland ist. Das ist zwar albern, aber schön.“

Carola Kleinschmidt
ist Journalistin in Hamburg.



Foto: Karsten Schöne

Wer sich an der ETH Zürich niederlässt, hat gut lachen: Nach dem Dual-Career-Prinzip bemüht man sich dort auch um den Ehepartner.

Starthilfe für die Neuen

An der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich hilft die Dual Career Advice-Stelle ausländischen Professoren und ihren Familien, sich in ihrem neuen Leben zurechtzufinden. Deutsche Hochschulen könnten sich davon eine dicke Scheibe abschneiden.

von Benjamin Haerdle

An der Eidgenössischen Technischen Hochschule (ETH) Zürich beginnt die Integration neuberufener ausländischer Professoren und ihrer Partner schon in der Verhandlungsphase – und zwar mit einem Fragebogen. Welche Wohnung gewünscht wird, ob Kindergartenplätze oder Schulen benötigt werden oder welche Versicherungen man in der Schweiz haben muss. Fragen, auf die Madeleine Lüthy Antworten weiß. Seit vier Jahren leitet die diplomierte Übersetzerin den 'Dual Career Advice' (DCA) und hilft Neuankömmlingen an der ETH.

Für Professoren und deren Familien ist die 1999 gegründete DCA-Stelle (www.dca.ethz.ch) ein wichtiger Service, mit dem die Züricher Hochschulleitung schon früh Weitblick bewies. „Entscheidend sind nicht nur die Ausstattung eines Lehrstuhls und das Renommee einer Hochschule, sondern auch, dass sich die gesamte Familie wohl fühlt“, sagt Lüthy, die pro Jahr etwa 30 ausländische Professoren betreut.

Zum Wohlfühl-Aspekt zählt vor allem, dass die Partner der Professoren auch in der Schweiz ihren eigenen beruflichen Weg gehen können. Wollen diese als Wissenschaft-



Foto: ETH Zürich

ETH Zürich

Das tut Forschern gut

- Seien Sie ehrlich mit neuen Professoren. Erklären Sie, was Ihre Hochschule leisten kann und was nicht.
- Erleichtern Sie den Alltag und helfen Sie bei der Suche nach Wohnung, Kinderbetreuung oder Schule.
- Suchen Sie einen Ansprechpartner in der Stadtverwaltung. Das führt vielleicht schneller zur richtigen Schule und dem Kindergartenplatz.

ler arbeiten, wird das DCA an der eigenen und anderen Schweizer Universitäten aktiv. Oft mit Erfolg. So konnte die ETH eine Mikrobiologin an Land ziehen, weil Lüthy für den Ehemann, einen Elektrotechniker, eine Stelle in einer anderen ETH-Forschungsgruppe gefunden hatte. Die Konkurrenz ging dabei leer aus – eine Universität in München, die die Professorin ebenfalls berufen hatte.

Sucht der Partner einen Arbeitsplatz im nicht-wissenschaftlichen Sektor, beauftragt das DCA eine Outplacement-Firma. Ein halbes Jahr lang gibt das Unternehmen Tipps bei der Jobsuche, trainiert Bewerbungsgespräche oder wie man sich auf Stellenangebote bewirbt. Jobs, schränkt Lüthy ein, würden von der Firma aber nicht vermittelt. Auch das gesellschaftliche Einleben will das DCA erleichtern. Es bietet monatliche Treffen und in loser Reihenfolge Ausflüge oder Vorträge. Manchmal, sagt Lüthy, sei vielen aber auch schon mit einem privaten Gespräch geholfen. ■

Benjamin Haerdle
ist Journalist in Leipzig.

„Heimat trage ich in mir selbst“

Prof. Dr. Omar Akbar ist gebürtiger Afghane, Direktor der Stiftung Bauhaus Dessau und viel in der Welt herumgekommen. Im Gespräch mit der *duz* erzählt er, wie er sich überall eine Heimat schafft, warum er sich als Jugendlicher im Schwabenland so wohl fühlte und wie man mit Kochkünsten Heimweh bekämpft.

duz: Herr Akbar, Sie kamen in Afghanistan zur Welt, zogen als Kind mit Vater und Brüdern ins Schwabenland, studierten in Berlin und sind später für die Gesellschaft für technische Zusammenarbeit (GTZ) in Westafrika und im Orient im Einsatz gewesen. Jetzt arbeiten Sie in Dessau. Alle paar Jahre ein anderes Land. Was ist eigentlich Heimat für Sie?

Akbar: Wenn ich so darüber nachdenke: Heimat ist immer dort, wo ich bin, lebe und arbeite. Und wenn ich weiß, ich bin länger an einem Ort, dann schaffe ich mir dort ein Stück Heimat.

duz: Das funktioniert?

Akbar: Ja, denn Heimat trage ich zualtererst mit und in mir selbst – so wie man auch die Urbanität in sich trägt. Sie ist nie einfach so am Ort vorhanden, man muss sie sich schaffen.

duz: Beruflich schaffen Sie auch Räume und Urbanität. Haben Ihre verschiedenen Stadtentwicklungsprojekte für die GTZ in Gambia, Jemen und Ägypten Ihre Vorstellung von Heimat beeinflusst?

Akbar: Vielleicht ein wenig. Im ägyptischen Assuan etwa habe ich gemeinsam mit den Bewohnern und der Stadtverwaltung aus einem Slumgebiet einen Ort der Urbanität entwickelt und geschaffen, an dem man gerne lebt. Aber unabhängig davon war mir immer klar: Es liegt an mir, eine bestimmte Atmosphäre zu schaffen, in der ich mich zu Hause fühle, egal ob in Rio de Janeiro oder Assuan.

duz: Wie entsteht diese besondere Atmosphäre?

Akbar: Ich schaffe sie mir einerseits durch eine bestimmte Art, meine Wohnung einzurichten. Aber vor allem auch, wenn ich den Kontakt zu Menschen suche, die ähnlich denken wie ich. Heimat baut man am besten auf diese Weise auf – indem man ein offenes Haus führt. Und meistens funktioniert es dann wie von selbst, nach dem Prinzip: Ich bekomme, was ich gebe.



Foto: Jürgen Höhmuth/Stiftung Bauhaus Dessau

Omar Akbar

wurde 1948 in der afghanischen Hauptstadt Kabul geboren. Er ist seit 1998 Direktor der Stiftung Bauhaus Dessau. Akbars Vater, ein an der Uni Stuttgart promovierter Chemiker, holte seine drei Kinder 1960 nach Deutschland. Omar Akbar studierte an der damaligen Berliner Bauakademie Architektur und Urbanistik, promovierte an der TU Berlin und realisierte im Auftrag der GTZ Stadtentwicklungsprojekte in aller Welt. Nebenher nahm er Lehraufträge in Berlin und Dessau an. Der 58-jährige Musikliebhaber und Hobby-Koch ist verheiratet und hat drei Kinder.

duz: Viele, vor allem junge Wissenschaftler berichten, dass es in einigen Ländern wie zum Beispiel Schweden nahezu unmöglich sei, in Kontakt mit den Einheimischen zu kommen.

Akbar: Das ist eine Erfahrung, die ich zum Glück nicht teilen kann. Seit einem guten

halben Jahr habe ich sehr viel mit Kollegen in Stockholm zu tun und innerhalb kurzer Zeit sehr viele Freunde gewonnen. Ich habe einen so intensiven Kontakt zu ihnen aufgebaut, dass ich überzeugt bin: Sollte ich morgen nach Stockholm ziehen, wäre ich sofort integriert. Das sagt mir mein Gefühl.

duz: Apropos: Wann spricht denn Ihr Gefühl, wenn Sie anderen Menschen begegnen? Wenn diese ähnliche Wurzeln haben wie Sie selbst?

Akbar: Nein, denn innere Verbundenheit bedeutet für mich nicht, dass Migranten automatisch den Kontakt zu anderen Migranten suchen. Als meine Brüder und ich im schwäbischen Fellbach aufwuchsen und auch in den Jahren danach, als jeder von uns studierte und promovierte, bildeten wir nie eine Clique mit anderen Afghanen. Sondern waren – und sind es heute immer noch – mit ganz verschiedenen Menschen zusammen.

duz: Hatten Sie nie – auch nicht als man Sie als Zwölfjährigen aus Kabul ins kleinstädtische Fellbach verpflanzte – das Gefühl der Fremdheit?

Akbar: Nein, eigentlich nicht. Was sicherlich auch an meiner wunderbaren schwäbischen Stiefmutter lag (*lacht*). Aber auch daran, dass wir bereits in Kabul eher untypisch und wie in einer Enklave lebten. Im Haus meines Großvaters verkehrten viele Intellektuelle – Künstler und Literaten aus aller Welt. Von Goethe habe ich mit sieben Jahren zum ersten Mal gehört. Natürlich sahen meine Brüder und ich anders aus als die anderen Fellbacher, bekamen das jedoch nie zu spüren und hatten auch nie das Gefühl anders zu sein.

duz: In einem Magazin war über Sie zu lesen: Eines Tages, als Fast-Erwachsener, hätten Sie, nach einem zufälligen Blick auf Ihr Spiegelbild in einem Schaufenster, wie mit einer plötzlichen Erkenntnis festgestellt: 'Ich sehe anders aus.' Sie beschlossen dann wenig später, nach Berlin zu gehen. Warum nach Berlin?

Akbar: Berlin ist die Stadt, in die ich mich, 1968, auf den ersten Blick verliebte! Sie schien auf Anhieb so gut zu mir zu passen: Eine damals geteilte Stadt mit zwei Identitäten. Und als ich eben sagte, Heimat ist immer da, wo ich gerade bin, habe ich zwar die Wahrheit gesagt, aber auch ein bisschen geflunkert. Denn eigentlich ist Berlin – abgesehen natürlich von meiner Familie – die große Konstante in meinem Leben. Egal, wo auf der Welt ich in den 80er- und 90er-Jahren für längere oder kürzere Zeit lebte – ich hatte immer eine Wohnung in Berlin. Auch jetzt, obwohl ich mir eine kleine zweite Heimat in Dessau geschaffen habe. Und früher, zum Beispiel als ich in Assuan das Projekt betreute, bin ich manchmal auch nur für

duz: Ist Dari, die Sprache Ihrer Kindheit in Afghanistan, eine Art Heimat für Sie?

Akbar: Wenn ich eine Sprache mit Heimat assoziiere, dann ist es Deutsch, eindeutig. Mit all den verschwäbelten, grammatikalischen Fehlern darin, die ich mir im Laufe der Jahre angewöhnt habe (*lacht*). Wenn ich nach Afghanistan fahren würde, müsste ich mich erst wieder an Dari gewöhnen. Als ich vor einiger Zeit einen afghanischen Kollegen traf, der Dari mit mir sprach, habe ich ihm anfangs auf Englisch geantwortet, weil ich einfach aus der Übung war.

duz: Zurück zum Heimweh: Haben Sie dagegen ein Rezept, wenn es die jungen Post-

Ritual. Und mache das regelmäßig auch mit Direktoren anderer Unesco-Weltkulturerbe-Einrichtungen in Sachsen-Anhalt. Oft kommen einem dabei tolle Gedanken.

duz: Ist Kochen für Sie so eine Art universelle Arbeitssprache?

Akbar: Unbedingt! Vor einiger Zeit haben ich in Shanghai die chinesischen Kollegen von der Ton-gji-Universität getroffen, Ich sprach mit ihnen über die Zusammenarbeit ihrer Uni mit der Stiftung Bauhaus Dessau. Wir tranken Tee und redeten – auf Englisch – über eine gemeinsame Ausstellung an der Universität. Plötzlich hatte ich die Vision von einer langen, gedeckten Ta-



Foto: Karsten Schöne

drei Tage nach Berlin geflogen, wenn die Sehnsucht zu groß wurde.

duz: Wenn Sie doch einmal Heimweh bekamen oder bekommen, was machen Sie dann?

Akbar: Dann höre ich afghanische Musik! In den Liedern geht es um Liebe und Rausch. Diese Musik höre ich aber auch im Alltag ganz gerne – am liebsten über meinen Laptop. Und meine Kollegen in Dessau müssen sie dann manchmal auch ertragen (*lacht*).

graduierten überkommt, die aus aller Welt für ein Jahr zum wissenschaftlichen Arbeiten ans Kolleg der Stiftung kommen?

Akbar: Viele verschiedene Rezepte. Ich koche mit ihnen! Kochen ist ohnehin meine große Leidenschaft. Wo immer ich gelebt habe, habe ich mir sofort eine Küche eingerichtet – als Herzstück der Wohnung. Dort hin lade ich mir dann Freunde und Kollegen ein. Und wenn die jungen Wissenschaftler des Kollegs dann ein Rezept aus ihrer Heimat beisteuern, mildert das auch ein wenig das Heimweh, hoffe ich. Ich begreife es als

fel und schlug vor: Ich werde zur Ausstellungseröffnung kochen!

duz: Waren die als zurückhaltend geltenden Chinesen nicht etwas befremdet?

Akbar: Im Gegenteil: Sie waren begeistert und wollten alle mitkochen. Und bevor überhaupt das Konzept für die Ausstellung feststand, waren wir schon eifrig dabei, uns die Menüfolge zu überlegen! ■

Das Interview führte Mareike Knoke. Sie ist Journalistin in Berlin.

Auf Kosten der Armen

Forscher aus Entwicklungsländern strömen in Scharen in die reichen Industrieländer – und bleiben meistens dort. Zum Schaden ihrer Heimat. Hier sind die 'Nehmerstaaten' gefragt. Sie können auf verschiedenen Wegen helfen.

von Benjamin Haerdle

Es galt lange Zeit als gesichert: Der Strom der hochqualifizierten Wissenschaftler bewegt sich stets von den Schwellen- und Entwicklungsländern in die reichen Industrieländer. 'Brain drain' auf der einen, 'brain gain' auf der anderen Seite. Für die armen Länder ist es ein herbes Verlustgeschäft, wenn die an ihren Hochschulen ausgebildeten Forscher – oft Naturwissenschaftler und IT-Spezialisten – ihr Wissen und ihre Arbeitskraft anderen Ländern zur Verfügung stellen. Weil die Ausbildungskosten dem ohnehin schon klammen Staat so unwiederbringlich verloren gehen.

Eine unnötige Fehlentwicklung, denn Migrationsexperten wie Dr. Hans-Werner Mundt von der Gesellschaft für Technische Zusammenarbeit (GTZ) sind der Meinung, „Migration kann gemanagt werden“. Hierbei sind die Nehmerländer gefragt. Wollen Industrieländer die Rückkehr von Wissenschaftlern in deren Herkunftsländer fördern, muss dies bereits kalkuliert werden, indem man sich gezielt Forscher ins Land holt. „Wenn der Arbeitsplatz der zurückkehrenden Fachkräfte gut ausgestattet ist, kommen sie tendenziell eher in ihre Heimat zurück“, sagt Dr. Hanns Sylvester. Er leitet die Gruppe 'Entwicklungszusammenarbeit' beim Deutschen Akademischen Austauschdienst (DAAD).

Fördernd für die Rückkehrwilligkeit sei zudem die Alumniarbeit, die Aufnahmeländer wie Deutschland initiieren können. „Wissenschaftler, die in ihr Entwicklungsland zurückkehren, dürfen sich nicht von der wissenschaftlichen Diskussion abgekoppelt fühlen“, sagt Sylvester.

So hätten sich durch das 2005 gestartete Alumniprogramm des DAAD bemerkenswerte Fachzirkel von Wissenschaftlern auf dem Gebiet der Land- und Wasserwirtschaft in Zentralamerika gebildet. 'Brain circulation' ist der Fachterminus, den Experten bevorzugt benutzen. Ähnlich sieht man das auch im Bundesforschungsministerium

(BMBF). „Forschung funktioniert heutzutage nur noch international und vernetzt, deshalb ist das eher ein Austausch der Spitzenkräfte“, sagt BMBF-Pressesprecher Christian Herbst.

Die Alexander von Humboldt-Stiftung unterstützt in diesem Sinne jährlich bis zu 60 Wissenschaftler aus Entwicklungs- und Schwellenländern. Sie finanziert mit dem Georg-Forster-Programm Aufenthalte in Deutschland und fördert gezielt die Rückkehr in die Heimatländer: Denn nur wer ein für sein Land relevantes entwicklungspolitisches Thema bearbeitet, wird unterstützt.

Dass von der Abwanderung der wissenschaftlichen Elite sowohl Herkunfts- als auch Aufnahme-land profitieren können, verdeutlicht Hans-Werner Mundt von der GTZ am Beispiel indischer IT-Spezialisten. 500 000 Computerkräfte verließen in den 90er-Jahren Indien. Im Normalfall ein enormer Aderlass. Weil Indien aber die Ausbildung seiner Informatiker konsequent fortsetzte, blieb das Defizit relativ klein. Mittlerweile profitiert der Subkontinent von seiner Wissenschaftler-Diaspora.

Viele im Ausland arbeitende Inder investieren in ihr Heimatland und vergeben Aufträge im IT-Bereich. Technologie-Hochburgen wie die Millionen-Stadt Bangalore profitieren davon. Für Mundt ein Musterbeispiel gelungener gesteuerter Migration. Er ist überzeugt: „Wenn Migranten in ihrem Heimatland neue Geschäftsbeziehungen anbahnen, Investitionen und Know-how mitbringen, trägt das zur wirtschaftlichen Entwicklung bei“.

Doch auf die 'Akademikeremigration' von Arm nach Reich werden all diese Überlegungen wohl keinen Einfluss haben. Die GTZ geht davon aus, dass die Migration angesichts der fortschreitenden Globalisierung nicht mehr zu stoppen ist, sondern gerade unter den Hochqualifizierten weiter zunehmen wird. ■

„Wenn Migranten in ihr Heimatland Know-how mitbringen, dann trägt das zur wirtschaftlichen Entwicklung bei.“

Benjamin Haerdle
ist Journalist in Leipzig.





Foto: Karsten Schöne